

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 32 (1957)
Heft: 12

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

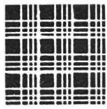
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Seite der Frau

Adventszeit

Mit der Anfertigung der Weihnachtsgeschenke hat unsere kleine Tochter dieses Jahr freiwillig schon im frühen Herbst begonnen. Sie wolle kein solches Gefasel mehr und nicht bis zum letzten Moment schuften wie bis anhin. Es blieb erstaunlicherweise nicht bei den Worten, sondern die Tat folgte sogleich. Rote Pfannentatzen wurden für Großmütter, Tanten und Gotte in Angriff genommen. (Pfannentatzen kann man wenigstens immer brauchen, und wenn man keinen Bedarf hat, eignen sie sich gut als Gabe für einen Glückssack.) Dieser noch nie dagewesene Weitblick und die ebenfalls erstmalige zähe Ausdauer in der Verfolgung eines selbstgesetzten Zieles überwältigten mich geradezu. Es ist immer erhehend, erleben zu dürfen, daß jemand vernünftige Konsequenzen aus seinen Erfahrungen zieht, nicht zuletzt deshalb, weil diesem grundsätzlich richtigen Verfahren in gewissem Sinne Seltenheitswert zukommt. Wie viele Erwachsene geraten jedesmal an Weihnachten in eine Konfusion, weil sie nicht beizeiten die angemessenen Dispositionen zu treffen vermögen, und machen damit sich und andere nervös?

Jetzt ist Katharina damit beschäftigt, ihrem Vater Socken zu stricken. Schon früh um sechs Uhr lisiet sie an der wärmenden Fußbedeckung für den Pater familias. Er betrachtet voll Rührung seinen Liebling, der da emsig die Nadeln klappern und dabei vor Eifer die Unterlippe herunterhängen läßt. Und weil es sich um sein Herzblättchen handelt, entdeckt er, etwas reichlich spät meiner Meinung nach, was es heißt, all die vielen, vielen Lätsche zu lisimen, aus denen sich am Ende Socken zusammensetzen. Daneben lernt sie mit Genuß ihre Rolle als Sternkind in einem Krippenspiel, das ihre Klasse in einem Spital aufführen wird. Sie übt auf der Blockflöte so ein Lied, das, steinerweichend, Menschen rasend machen kann, um damit die Christfeier der Sonntagsschule verschönern zu helfen, und singt sich selbst mit den allbekannten Weihnachtsweisen in Schlaf. Begeistert öffnet sie jeden Tag ein Türchen ihres Adventskalenders, und sie geht an den Adventssonntagen mit Kerzenlicht zu Bett. Und auf ihre Geschenke freut sie sich natürlich riesig.

Kinder verbreiten in diesen Wochen die eigentliche Weihnachtsstimmung. Sie freuen sich mit einer Intensität auf dieses Fest, die wir älteren Semester kaum mehr aufzubringen vermögen. Immerhin strahlt ihre Freude auf uns zurück und wärmt uns. So ungefähr wie die Sonne, nachdem sie längst untergegangen ist, die Mondscheibe am nächtlichen Himmel hell aufleuchten läßt. Dort, wo die Konstellation günstig ist, herrscht unter den Erwachsenen in der Adventszeit wenigstens Vollmond, wenn auch nicht eitel Sonnenschein. Leider pflegen aber gerade in der »heiligen Zeit« Konstellationen einzutreten, die partielle oder vollständige Mondfinsternis zur Folge haben. Ich möchte nicht einmal annehmen, daß unsere Kinder diese

verursachen, obwohl auch sie durch Wünsche, die wir nicht erfüllen können oder wollen, dazu vielleicht beitragen. Jedoch haben wir es ja doch bis zu einem bestimmten Grade in der Hand, ihre Träume der Realität anzupassen. Manchmal jedoch muß man, selbst an Weihnachten, ein energisches Veto einlegen.

Komplizierter gestaltet sich die Situation, wenn unser weiterer Anhang, die Verwandtschaft und Götterkinder, Forderungen stellt oder Erwartungen hegt, die wir als unangemessen empfinden. Zum Begriffe des Schenkens gehört das Moment der Freiwilligkeit. Im Augenblick, da das Schenken einen Zwangscharakter erhält und wir gleichsam unter Druck gesetzt werden, geben und mehr geben zu müssen, als wir möchten, verliert es seinen wirklichen Sinn, und wir reagieren mit einer mehr oder weniger starken Verdrossenheit darauf.

Weihnachten ist das Fest der Liebe, und wer liebt, gibt von Herzen gern; aber Liebe kann man nicht erzwingen. Sie blüht auf und welkt je nachdem wieder dahin, und die engsten Blutbande sind keine Garantie für ihren Bestand. Andererseits möchte jedermann doch inniglichst geliebt werden, und die weihnachtlichen Gaben erneuern das Gefühl der Verbundenheit mit der Umwelt.

Die gesellschaftliche Konvention verlangt von uns, anlässlich der Geburt Jesu im Stalle zu Bethlehem unsere guten Gefühle in Form von Geschenken zu demonstrieren, wo die Liebe unter Umständen längst nicht mehr vorhanden ist, nur damit die Kirche mitten im Dorfe bleibt.

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein! Katharina kennt all diese gemischten Gefühle, die sich in uns möglicherweise regen, nicht. Sie wird jubeln beim Anblick des geschmückten Christbaumes, mit Inbrunst singen, freudig entgegennehmen, was ihr geboten wird, und stolz ihre kleinen Angebinde überreichen.

Barbara

Ungarische Steppenbilder

Das ist die Pußta. Über einer grenzenlosen, unendlichen Ebene ruht der weite Himmel, und die Luft flimmert in der Glut der Sonne. Vereinzelt kleine Akazienwälder stehen wie grüne Inseln in dieser meerweiten Ebene, die in der Ferne mit dem Himmel eins zu werden scheint. Sonst nichts. Nirgends ein Baum oder ein Strauch, der Schatten spendet, und unter der schweren, glühenden Sonne donnern die Herden der wilden Pferde über die endlose Pußta.

Unaufhaltsam – ziellos jagen sie dahin, von ein paar mutigen Männern nur mühsam zusammengehalten. Es sind die Pußta-Reiter, die die wilden Herden hüten, und im ewigen Gleichmaß zerrinnt ihre Zeit. Sie reiten durch den Tag – durch die Nacht –, und nur die Einsamkeit und die Sehnsucht sind ihre Begleiter.

Das ist die Pußta, in der die Tage und Nächte auf- und niedersteigen, aus der die Sonne emportaucht, durch die Höhe schwimmt und abends in einem Strom glutroter Strahlen versinkt. Dann bricht nah an der Erde überall das Dunkel hervor, steigt wie eine Flut, und die Ruhe des Tages, kaum unterbrochen vom Ruf der Hirten und vom hellen Gewieher der Pferde, wird lautlose Einsamkeit.

Hin und wieder mag es geschehen, daß in der Dunkelheit der Nacht den Hirten das Alleinsein zu schwer wird, und dann suchen sie einer den andern. Weithin zündet der rote Schein ihres Lagerfeuers, und dann kommt noch einer hinzu und später noch einer.

Schweigsam kauern sie am Feuer, und ihre Gedanken sind weit weg – dort, wo sie vor langer Zeit Abschied genommen haben.

Auf einmal beginnt einer zu singen, zaghaft und leise nur, als würde er sich schämen. Doch die andern werden mitgerissen von der Melodie, und nun erklingt Lied um Lied aus ihren rauhen Kehlen. Uralte Weisen von Liebe, Hoffnung und Glück, die der Wind durch die Nacht trägt und die über der endlosen Pußta verklingen.

*

Einer hat nicht mitgesungen: der junge Lajos. Den *wilden* Lajos nennen sie ihn, und er trägt diesen Namen mit Recht.

Keiner braucht zu wissen, daß auch er sich sehnt und daß auch er im Herzen das Bild einer Frau hütet, die er nicht vergessen kann.

Darum wirft er trotzig den Kopf zurück und spottet: «Was seid ihr für Männer! Was nützen euch eure sehnächtigen Lieder? Sie machen euch nur dumm im Kopf und wirr im Herzen. Auf in die nächste Pußta-Schenke!»

Und schon jagen sie auf ihren Pferden davon, um in der «Csarda» zu lachen und zu zechen beim roten, feurigen Wein.

*

Hoch schlagen die Wogen der Fröhlichkeit. Immer lauter und übermütiger werden die Männer, und Lajos ist der wildeste von allen.

Da öffnet sich leise die Tür, und ein paar hagere Gestalten treten mit scheuem Gruß in die Schenke. Zigeuner sind es, braune, schwarzhaarige Männer! Die Geige unterm Arm, kommen sie zögernd näher.

Doch kaum, daß Lajos sie erblickt, fordert er sie auf, zu spielen, und wildes Feuer glüht in seinen Augen, als er ruft: «Zigeuner, laßt eure Geigen erklingen! Musik und Wein, welch ein Fest! Hebt eure Gläser, laßt uns trinken auf die Liebe, das Leben, die Lust!»

Längst ist Mitternacht vorüber. Immer glühender, immer drängender erklingen die Zigeunerweisen, und die rauhen Männer werden von ihnen in einem tollen Wirbel mitgerissen. Vergessen ist der Alltag, vergessen sind Sehnsucht und Einsamkeit. Dieses Fest gehört *ihnen*. Das ist *ihre* Nacht. Musik, derbe Scherze und Gelächter erfüllen die Pußta-Schenke, das Licht der Kerzen flattert in der rauchigen Luft, und wie Glut weht es durch den engen, niedrigen Raum.

Lajos beachtet es kaum, als sein Glas von neuem mit funkelndem Wein gefüllt wird. Aber wie er sich nun doch wendet und seine Augen hebt, ist plötzlich alle Wildheit von ihm abgefallen. *Sie* ist es, die neben ihm steht und ihm das Glas von neuem füllt. *Sie*, die er so lange suchte und die er nicht vergessen konnte.

Und nun, da er sie endlich gefunden, ist alle Qual vorbei, und ausgelöscht sind Not und Unruhe seines Herzens.

«Du?» fragt er leise und brennend und mit einer seltsam fremden Stimme, die nicht ihm zu gehören scheint. «Du?»

*

Noch will Marjuschka sich bewahren. Ihr Mund sagt nein, das Ja hütet sie zutiefst in ihrem Herzen.

Aber als Lajos wieder und wieder kommt und sie sich in seinen Armen zum Klang der Geigen im Tanze wiegt, kann er in ihren Augen lesen, was ihr Mund ihm verschweigt.

Sie kennen nicht die Namen voneinander. Nur «Du». Das genügt.

Sie geben sich hundert neue Namen, und sie wissen alles, eines vom andern, und es gibt nichts, was da noch fremd zwischen ihnen wäre.

*

Es ist Frühling. Ein Singen und Klingen liegt über der Pußta, und sie ist voll heimlichen Werdens.

Auch Lajos und Marjuschka rüsten zu ihrem großen Tag. Schon sind die Gäste geladen, keiner wird fehlen, und die Zigeuner werden zum Tanze aufspielen. Wenn die Pußta blüht, soll Hochzeit sein.

Lajos und Marjuschka gehören zur Pußta; sie selbst sind ein Teil der Pußta, und ihre Herzen blühen.

*

Die Pußta blüht, und der Hochzeitstag ist da.

Bald schon stellen sich die ersten Gäste ein, und die Musikanten stimmen ihre Instrumente, und wie die Sonne am höchsten steht, wird gefeiert in hemmungsloser Freude und Fröhlichkeit.

Rubinroter Wein funkelt in den Gläsern. Pausenlos spielen die Zigeuner und entlocken ihren Geigen unermüdlich jauchzende Melodien.

Und als die Dunkelheit schon längst auf die Pußta herabgesunken ist, geht das Fest weiter im Silberschein des Mondes.

Hingerissen, verloren an diesen entfesselten Strom von Musik, der die endlosen Weiten ihrer Erde, die Einsamkeit ihrer Nächte und die Glut ihrer Sonne Melodie werden läßt, tanzen sie den Csardas der Pußta. Das ist ein Sich-Suchen und ein Sich-Finden im bunten Reigen und in trunkener Seligkeit.

Lajos und Marjuschka sind mitten drin im tollen Wirbel, bis – aus rauschender Musik und wildem Tanz, die Stunde – schwer von Glück – hineinrinnt in den Traum der Nacht. M. Bär

